

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 26

Beilage zur Gleichheit

1915

**Inhaltsverzeichnis:** Goethe. Gedicht von Max Barthel. — Die Schule und der Krieg. II. Von Fritz Eisner. — Augenverletzungen bei Kriegsspielen. — Marmeladen. Von M. Kt. — Feuilleton: Beim Gemeindevorsteher. Von Jeppe Kajaer. (Fortsetzung.)

## Goethe.

Es war in einer schweren Stunde  
An einem grauen Regentag,  
Wo wie ein Rudel toller Hunde  
Die Körper knurrten, Schlag auf Schlag.  
Wir hörten die Granaten heulen  
In unserm finstern Versteck,  
Die schlugen dann wie Riesenkeulen  
Und mischten Blut und Hirn zu Dreck.

Wie Tiere schrien die Kameraden  
Und stöhnten in den gelben Dampf,  
Im hohlen Sausen der Granaten  
Erstarrt das Blut in Schreck und Krampf.  
Ich sah die schwarzen Schatten tanzen,  
Im Herz quoll auf Gebet und Fluch —  
Da riß ich gierig aus dem Ranzen  
Ein abgegriffenes, schmales Buch.

Und bei der blassen Abendröte,  
Die schlüchtern durch die Trübe brach,  
Las ich im guten Wolfgang Goethe  
Die kleinen Frühlingslieder nach.  
Ich weiß nicht, was sich in mir dehnte,  
Da brach um mich der harte Zwang,  
Ich weiß nicht, was sich in mir sehnte  
Im wunderlichen Überschwang.

Da schrie in mir die Lust zum Leben  
Und jubelte ihr Gloria,  
Sich tausendfältig zu erheben  
Und — war noch nie dem Tod so nah.  
Da fühl' ich aus den wilden Wehen,  
Aus all dem Quall und Schall der Wut,  
Sieghaft den neuen Mensch erstehen:  
Edel, hilfreich, gut. Max Barthel (Argonnen).

## Die Schule und der Krieg.

### II.

Kein Wunder, daß diese Tendenzen, denen bisher noch die Beharrung beim alten in etwas entgegenwirkte, sich in der Treibhausluft des Krieges aufs breitetste entfalteten und nun schon seit Monaten aufs üppigste wuchern. Mit einem Schlage bot die Zeit, was man brauchte: die Einstellung der das Bild der bürgerlichen Harmonie stützenden politischen und sozialen Kämpfe, die nationale Wertung aller Dinge als glatte Selbstverständlichkeit, und endlich einen dem kindlichen Vorstellungskreis verwandten und darum das Kind umgelenk fesselnden Stoff. Die Regierung aber hat in der Schule einen wertvollen Bundesgenossen zur Entfaltung und Erhaltung einer kriegsstarren Gesinnung nicht nur der Jugend, sondern in hohem Grade auch der Elternschaft.

Der Unterricht selbst steht seit Kriegsausbruch ganz im Banne der Zeitereignisse. Wenn der Straßburger Pädagoge Professor Ziegler an den Lehrer die Forderung stellt, er solle allen Unterricht in Beziehung zu den Ereignissen des Tages setzen und jede Stunde zu einer deutschen machen, so entspricht das durchaus dem, was von dem größten Teil der Lehrerschaft tatsächlich geübt wird. In der Religionsstunde wird etwa der Opfertod Christi den Kindern durch den Hinweis auf die Opfer des Schlachtfeldes „erklärt“ — nebenbei bemerkt auch eine der Notbrücken vom Christentum zum Kriege. Für den deutschen Unterricht liegen schon Kriegslesebücher und in ungezählter Menge Kriegsthemensammlungen vor. Der deutsche Aufsatz steht dem auch ganz im Dienst des Krieges. Einige tatsächlich behandelte Aufsatzthemen mögen zeigen, in welchem Sinne hier gearbeitet wird: „Unsere Artilleriegeschosse“, „Bilder aus dem kroatischen Gefangenenlager“, „Warum zogen unsere Truppen durch Belgien?“,

„Wilhelm, ein Turm in Sturmesnot“, „Wir kämpfen um das Höchste“, „Warum hassen wir England?“, „Die Lüge als Kriegswaffe“, „Auf welcher Grundlage soll Frieden geschlossen werden, wenn Deutschland und Österreich in diesem Kriege siegen?“

In der Erdkunde und der Geschichte halten sich viele Lehrer, gedeckt durch Verfügungen des Kultusministeriums, überhaupt nicht mehr an die Lehrpläne, sondern führen Stunde für Stunde die Kinder auf die Kriegsschauplätze. Im Rechnen, den fremden Sprachen, der Zeichenkunde wird der Stoff natürlich auch der Kriegssphäre entnommen. Und im Turnen wird heute die militärische Vorbereitung ganz bewußt in den Vordergrund gestellt; hier verläuft der Unterricht nach Inhalt und Form durchaus in militärischem Geist.

Wird so ein gut Teil des Unterrichts selbst zu Kriegsstunden zurückgebogen — o welche Lust, heut Schüler sein! —, so hat nun daneben die doch sonst so überlastete Schule Zeit zu tausend unter der Maske „Kriegsdienst“ geübten Dingen. Da wird, alles unter starker Inanspruchnahme der Schulstunden, Geld zu Liebesgaben gesammelt, die mitgebrachten Sachen werden verpackt, Begleitschreiben abgefaßt; eingelaufene Feldpostbriefe und Nachrichten aus dem Felde werden verlesen, häufig gesammelt; in vielen Schulen werden Kriegsschroniken geführt. Kriegsmaterial aller Art wird in die Schule geschleppt und dort vorgezeigt. Dazu kommen die vielen schulfreien Tage, dann die Beteiligung der Schüler an Gold-, Kupfer-, Gummi-, Bollen-, Bücher-sammlungen, neuerdings sehr häufig die Freigabe des Unterrichts für Feld- und Gartenarbeiten, für Gänge im Dienst der Brotkommissionen usw. Ein Teil der Schüler beteiligt sich außerdem unter Vernachlässigung der häuslichen Arbeiten an den Veranstellungen der Jugendwehren und ähnlicher Vereine, andere leisten Hilfsdienste in Lazaretten und auf Bahnhöfen und dergleichen mehr.

Unter solchen Umständen ist von einer planmäßigen Arbeit, von wirklicher Erledigung der Aufgaben der Schule gar nicht die Rede. Die Unterrichtsziele waren vor dem Kriege nur durch angestrengte Arbeit unter voller Ausnutzung der karg bemessenen Zeit zur Not zu erreichen. Bei einem Kriege von mehr als einjähriger Dauer muß das zu unerfüllbaren Lücken im Wissen und Können der Schüler führen. Wobei wir noch ganz von den großen Störungen abgesehen haben, unter denen viele Schulen durch Einziehung von Lehrkräften und dadurch bewirkte Zusammenlegungen und Streichungen von Stunden und mangelhafte Vertretungen zu leiden haben.

„Was macht das,“ werden die bedingungslosen Kriegsenthusiasten erwidern, „wenn die heranwachsende Generation reichen Ersatz dafür an Einsicht in die gewaltigen Kräfte und Ereignisse der Gegenwart gewinnt und ihnen die „große Zeit“ zu einem für alle Zeit nachwirkenden Erlebnis wird!“

Hier scheiden sich die Geister. Wohl ist die Verbindung der Schule mit dem Leben der Gegenwart eine Forderung aller modernen Erzieher, nicht zum wenigsten der Sozialdemokratie. Das kann aber nicht besagen, daß die Jugend, soweit sie Gegenstand des Unterrichts und der Erziehung ist, in die Wirbel der Zeitstürme hinein gerissen wird, von denen die Erzieher selbst erfasst sind. Dem kriegsgefärbten Unterricht fehlt das für erzieherische Erziehungsarbeit notwendige Maß von Abgeklärtheit des Urteils und der Stimmung. Daher macht sich oft die unglücklichste, durch keine sachkundliche Kontrolle eingeschränkte Kannegießerei breit; und vor allem werden alle Leidenschaften der aus den Jugen gegangenen Zeit in die Schulstube getragen. Siehe die oben angeführten Aufsatzthemen.

So fehlt dieser Art von Unterricht in erschrecklichem Maße das Merkmal der Sachkunde und der Leidenschaftslosigkeit. Wie soll unter solchen Einwirkungen ein den Dingen unbefangenes gegenüberstehendes und zur Selbstbeherrschung erzogenes Geschlecht heranwachsen? Andererseits wird durch die Heranziehung zu Helfer- und Liebesdiensten die Opferwilligkeit nur in sehr geringem Maße gepflegt. Und diese, wenn überhaupt vorhandenen günstigen Wirkungen werden dadurch wieder aufgehoben, daß Leistungen als Opfer gewertet werden, die den Kindern eine willkommene Abwechslung sind und oft genug als Befreiung von den lästigen Schulpflichten empfunden werden. Der Gold sammelnde Junge, der dafür dem Unterricht fernbleibt, erleidet ganz gewiß in sittlicher Beziehung mehr Schaden als Förderung.

Dies sollte auch bürgerlichen Erziehern einleuchten.



Und dies zielt darauf ab, bereits die Schule in den Dienst der „Kriegserziehung“ zu stellen. Damit aber verflüchtigt sie sich an dem heranwachsenden Geschlecht, das doch wohl ihrer großen Mehrzahl nach nicht mehr die Läden dieses Feldzuges wird auffüllen müssen, aber nach dem inbrünstigen Wunsche aller von Kriegsfurie heimgesuchten Völker den Frieden der Welt begründen soll. Da ist nun eine kleine Schrift erschienen von Else Zurbellen-Pfleiderer, „Der Krieg und unsere Kinder“, die tief in diesen Widerspruch hineinleuchtet. Die Verfasserin ist in ihrer Art eine redliche Friedensfreundin. „Es gibt für uns Deutsche“, sagt sie, „keinen Krieg außer um des Friedens willen.“ Nebenbei bemerkt ist das ja auch der Standpunkt der deutschen Regierung! Aber dieselbe Frau drückt ihr Bedauern darüber aus, daß unter den kriegspielenden Kindern keine Mädchen zu sehen seien, und sie will bei den Kindern das Bewußtsein geweckt wissen, „daß wir Deutschen unter den Kämpfenden das wertvollste Volk sind“. Sie sieht nicht, daß die Durchdringung der Erziehung mit der Gedanken- und Gefühlswelt des Krieges auf eine Erziehung zu nationalitätlicher Überhebung hinausläuft, und die Neigung zu gewaltsamer Lösung politischer Fragen und zu geringer Achtung vor der Friedensarbeit groß zieht; das sind aber die Anschauungen und Eigenschaften, aus denen in kritischen Zeiten der Entschluß zu neuen Kriegen hemmungslos hervorgeht. Der Satz, daß man zum Kriege rüsten müsse, wenn man den Frieden will, ist durch die Geschichte unserer Tage als fundamentaler Irrtum erwiesen. Die Schule aber treibt „Mobilmachung der Geister“.

Leider haben wir feststellen müssen, daß der Krieg die Richtung der Schulpädagogik nicht verändert, nur ihren Weg beschleimigt hat. Nach dem Frieden wird das alles noch deutlicher zutage treten. Wenn wir trotzdem Forderungen aufstellen, die von einer für den dauernden Frieden erziehenden Schule erfüllt werden müßten, so zu dem Zwecke, um Klarheit über das Verhältnis von öffentlicher Erziehung und äußerer Politik zu schaffen. Es wäre nötig:

1. die der Schule im Frieden gestellten Aufgaben nach Möglichkeit weiter zu erfüllen; im übrigen
2. die Vorstellungen der Kinder vom Kriege planmäßig durch vorurteilslose Darstellung aller seiner Erscheinungen zu klären und so
3. die Überzeugung zu entwickeln, daß der Friede der zu erstrebende Normalzustand, der Krieg der verderblichste Mißstand der menschlichen Gesellschaft ist.

Das wäre die „staatsbürgerliche“ Kriegserziehung, der auch die proletarische sozialistisch-gesultete Elternschaft zustimmen könnte. Der heute beliebten Kriegspädagogik muß sie um der Zukunft ihrer Kinder willen entgegenwirken.

Fritz Eisner.

o o o

## Augenverletzungen bei Kriegsspielen.

Wieder ertönen die Strahlen vom lauten Kriegsspiel der Kinder. Die großen Siegesfeiern in den letzten Wochen mit ihren Fahnen, Völkerschüssen, dem Glockengeläute und den patriotischen Demonstrationen haben die Phantasie der Knaben aufs neue erhitzt und kriegerisch gestimmt. Und sie nehmen ihre soldatischen Übungen verteuft ernst. Sie wollen wirklich zeigen, daß sie Mut haben und dreinschlagen können. Das kindliche Gemüt ist eben für kriegerische Dinge ungemein empfänglich; denn hier ist, was das Kind vom Leben erwartet: Übung der Kräfte, Bewegung, Spannung, mutiges Drauflosgehen, Geschrei, Begeisterung. Der Gewandte siegt, der Kräftige wird Meister. Für den furchtbaren Ernst des Krieges fehlt dem Kinde das Verständnis. Es faßt den Krieg in seiner Weise auf.

Kampfspiele sind für das gesunde Kind zur Entwicklung körperlicher und geistiger Fähigkeiten unumgänglich. Aber es kann nicht im Interesse proletarischer Eltern liegen, daß die Kinderspiele unter allerhand chauvinistische und ausgesprochen völkerverhetzende

Einflüsse geraten. Auch nicht, daß die Kinder sich schon früh an den Umgang mit Mordwerkzeugen gewöhnen und militärische Einzelheiten nachahmen. Schon deshalb nicht, weil die Kinder die blutige Tragik dieser Dinge gar nicht verstehen, und dadurch nur Raufboldengeist und Großmannsucht großgezogen werden.

Aber die heutigen Kriegsspiele haben auch große Gefahren für den Körper. Die Kinder dieser waffenstarrten Zeit, dieser Epoche entwickelter Kriegstechnik begnügen sich nicht mehr mit Fäusten und mehr oder minder stumpfen Stangen oder Lattenstücken. Die Eltern haben sich daran gewöhnt, daß alles möglichst „echt“ aussehen muß: der Helm, das Gewehr, der Säbel, die Lanze. Törichte Eltern legen allerhand bunte Kriegswerkzeuge in die Hände ihrer unwissenden Jungen, Luftgewehre, Teschings; ja sogar wirkliche Seitengewehre oder Säbel sieht man ab und zu in den Händen zehnjähriger Knirpse. Kann es da anders sein, als daß schließlich einmal ein Unglück geschieht? Besonders die Augen sind der Gefahr ausgesetzt, weil sie zugleich ein äußerst empfindsames und wenig geschütztes Organ sind. Hören wir, was Professor Dr. Otto Schnäudigel, Vorstand der Universitäts-Augenklinik in Frankfurt, in der „Frankfurter Zeitung“ darüber sagt. Der Herr Professor schreibt:

„Seit Kriegsbeginn habe ich eine solche Masse schwerer Augenverletzungen, die beim Spielen entstanden sind, zu Gesicht bekommen, daß ich es für gerechtfertigt halte, davon die Öffentlichkeit zu unterrichten. Unsere Jugend geht leider im Sturm der Kriegsbegeisterung und im Haß gegen den fingierten Feind sehr oft zu weit. Holzäbel, Lanzen, Steine als Wurfgeschosse richten ab und zu schweren Schaden an. Wenn nun noch unvernünftige Eltern kleinen und halbwüchsigen Jungen Luftgewehre und Teschings schenken, entstehen die schwersten Verletzungen. Ich greife aus dem Material der Klinik nur einiges heraus, um den Unfug, der beim Spielen getrieben wird, klarzulegen:

Ein Wurfgeschloß von Holz trifft mit der Spitze, die sorgfältig geschmitten war, einen dreizehnjährigen Jungen unterm linken Auge, bringt zwischen Auge und Unterlid ein, zerreiht den Muskel, der das Auge nach unten bewegt, und reißt den Sehnerven aus dem Augapfel, wie man einen Stiel aus einer Birne zieht. Totale Erblindung. Schielen des Auges nach oben, maximal weite Pupille. — Hieb mit dem Holzäbel, Bluterguß in das Auge, Heilung ohne Schaden. Zum Glück waren die inneren Augenorgane nicht stärker verletzt. — Lanzenduell zwischen zwei Gymnastasten; die Lanzen sind zur Verschärfung des Zweikampfes mit langen Nägeln versehen: genaue Durchbohrung des einen Auges, das entfernt werden muß. — Säbelstich mit Wunde, der das Auge eines dreijährigen Mädchens durchbohrt. Heilung nach Operation. — Steinwurf mit schwerer innerer Blutung. Heilung nach vierzehntägigem klinischem Aufenthalt. — Pfeilschuß mit gespitztem Pfeil; das Opfer ist ein fünfjähriger Knabe. Das Auge ist durchbohrt, die Regenbogenhaut vorgefallen. Heilung nach Operation. Solche Fälle könnte ich noch eine Reihe anführen, will aber nur noch sechs schwere Schußverletzungen angeben: Schrottschuß mit Tesching auf einen durch ein Kellerfenster sehenden fünfjährigen Jungen. Beide Augen zerstört. — Fünf Schüsse mit dem viel annoncierten „Dianalustgewehr“, dessen hohe Durchschlagskraft, wenigstens was Menschenaugen anlangt, ich der Fabrik bescheinigen kann. Vier Augen wurden schwer verletzt, drei nach Ausheilung der Blutungen am Sehnervenkopf und in der Netzhaut wiederhergestellt, das Schicksal eines vierten ist noch unentschieden, jedenfalls wird eine Einbuße am Sehvermögen zurückbleiben, ein fünftes Auge mußte ich entfernen. In diesem letzten Falle war ein Stück harter Gummi als Geschloß verwendet worden, der das Auge des siebenjährigen Opfers glatt durchschlug und eine für das andere Auge gefahrdrohende Entzündung auslöste, so daß das verletzte Auge nicht mehr zu halten war. Ich denke, daß die angeführten Fälle genügen, um diesen Verletzungen „hinter der Front“ mit ihren schweren Folgen und den nachkommenden Klagen auf Schmerzengeld und Ersatz Beachtung zu schenken.“

Die von dem Herrn Professor angeführten Fälle beweisen, wie gerabezu unsinnig es ist, Kindern und unreifen Jungen Gewehre, Säbel oder andere Waffen zu schenken. Man kann nicht der Schule die Aufgabe auferlegen, durch Ermahnungen Wandel zu schaffen. In erster Linie haben die Eltern die Pflicht, ihre Kinder vor Schaden zu bewahren und auch sich selbst, da sie haftpflichtig sind. Waffen, die solche Zerstörungen verursachen, gehören einmal nicht in Kinderhände. Man verbiete seinen Kindern den Verkehr mit denen, die solche Waffen besitzen.

Aber auch darüber hinaus: Wir Proletarier seuzgen zu schwer unter der Last dieses Krieges, als daß wir eine Freude an seiner Nachahmung, und sei es nur im Spiel der Kinder, haben



könnten. Der Kampf, dem unsere Herzen und Hände gehören, hat andere Ziele und bedarf anderer Charaktere. Auch wir wollen unsere Kinder zu Kämpfern erziehen, auch wir wissen, daß nur im Kampfe sich alle körperlichen und geistigen Fähigkeiten recht entwickeln; aber das Kriegsspiel der Kinder, wie es jetzt auf allen Gassen getrieben wird, ist Nachahmung ganz bestimmter Kampf- formen und Kampfmethoden und verbunden mit einem ganz bestimmten Geist und ganz bestimmten Anschauungen. Ermuntern wir unsere Kinder, die alten, fast schon vergessenen Räuber- und Indianerspiele wieder aufzunehmen, die voll sind reiner, kindlicher Romantik ohne eine Spur giftigen Hasses und der Ver- heßung. Und wenn sie „Rotes Kreuz“ spielen, so benutzen wir die Gelegenheit, ihren Kinderherzen die große Wahrheit einzuprägen, daß Wunden heilen besser ist als Wunden schlagen.

o o o

### Marmeladen.

Wenn das Pfund Schweineschmalz 2,20 Mk. kostet, gute Butter nicht unter 2 Mk. pro Pfund zu haben ist, so bedeutet das, daß sie für breite Schichten der Bevölkerung unerfüllbare Deli- lateffen geworden sind. Von Woche zu Woche steigen auch die Preise der Margarine. Dabei wird dieser Butterersatz in der Güte immer geringer, je mehr minderwertige Fette und Öle zu seiner Herstellung verwendet werden. Um so bedeutungsvoller wird die Versorgung mit Marmelade für den Brotaufstrich im Haushalt. Freilich ist das Obst trotz guter Ernte unerhört teuer. Die Obstzüchter und -händler machen nach, was ihnen die Speku- lanten in Hülsenfrüchten, Fleischwaren und anderen Massen- bedarfsartikeln vorgemacht: sie schröpfen das laufende Publikum nach Kräften. Dazu kommen die künstlich in die Höhe getriebenen Zuckerpreise, die es sehr vielen Hausfrauen unmöglich machen, sich wie sonst mit selbst eingekochten Säften und Marmeladen zu versehen. Doch zieht so mancher Proletarier im Hausgärtchen oder auf Pachtland einige Beerensträucher, ein anderer wieder hat so viel Obst, daß er davon noch verkaufen kann. Man kauft bei den Laubenkolonisten selbstverständlich billiger als im Laden oder auf dem Markte, auch wird mit dem Gewicht nicht so ängst- lich geknapsit. Solche Gelegenheiten werden manche Hausfrauen wahrnehmen können, um sich und den Ihrigen einige Töpfe voll Fruchtmasse einzulochen. Ich kenne viele Proletarierinnen, die dem Manne oder dem Sohne im Felde regelmäßig Marmelade aus ihren Vorräten an die Front senden, eine willkommene Ab- wechslung in der eintönigen Soldatenkost.

Wenig bekannt sind gemischte Marmeladen aus verschiedenen Fruchtarten. Sie sind außerordentlich wohlschmeckend. Setzt man ihnen Mohrrüben oder Kürbisfleisch zu, so wird die Masse auf wohlfeile Weise vermehrt. Mohrrübenzusatz hilft auch Zucker sparen. Erprobt sind folgende Zusammenstellungen:

**Dreifruktmarmelade.** Zutaten: 2 Pfund rote Johannis- beeren, 2 Pfund Himbeeren, 2 Pfund Sauerkirschen, 6 Pfund Zucker, 1/4 Liter Wasser, nach Belieben 2 Pfund Mohrrüben. **Vereitigung:** Die Johannisbeeren werden auf ein Sieb gelegt und wiederholt in eine Schüssel mit kaltem Wasser getaucht, ebenso werden die sauren Kirschen gewaschen. Johannisbeeren und Kirschen werden von den Stielen gepflückt. Die Früchte werden mit dem Wasser und dem Zucker zum Kochen gebracht und so lange unter häufigem Rühren eingekocht, bis die Masse breit vom Löffel fließt. Noch heiß wird die Marmelade in Töpfe oder Gläser gefüllt, nach dem Erkalten mit einer in Rum getauchten Papier- scheibe bedeckt und mit Pergamentpapier verbunden. Will man Mohrrüben zusetzen, so bürste man sie im klarem Wasser sauber ab und koche sie in wenig Wasser mit der Schale gar. Die feine Haut wird dann leicht abgekratzt, die Mohrrüben werden ge- rieben, der Fruchtmasse zugefügt und mit ihr durchgekocht. Es empfiehlt sich, das Fruchtgemisch mit dem Kochwasser der Mohr- rüben zum Feuer zu bringen.

**Vierfrucht marmelade.** Dieselbe Zusammenstellung wie vorher, nur kommen noch 2 Pfund reife rote Stachelbeeren und noch 2 Pfund Zucker hinzu. Sehr fein ist auch ein Zusatz von Erdbeeren.

**Herbstmarmelade.** Zutaten: 2 Pfund Pflaumen, 2 Pfund Birnen, 2 Pfund Pfirsiche, 2 Pfund Kürbis, 4 bis 5 Pfund Zucker, nach Belieben etwas Fruchtst. **Vereitigung:** Birnen und Pfirsiche können sorgfältig ausgeputztes Fallobst sein. Die Birnen und der Kürbis werden geschält, Pflaumen und Pfirsiche entsteint. Will man die Marmelade sehr fein haben, so zieht man die Haut von den Pflaumen ab. Man taucht sie auf einem Sieb in kochendes Wasser, worauf die Haut sich leicht abstreifen läßt. Die vorbereiteten Früchte werden mit einer Tasse Himbeerst

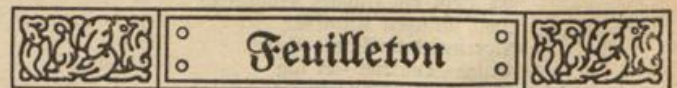
und dem Zucker so lange unter Rühren gekocht, bis eine gleich- mäßige Masse entstanden ist, die breit vom Löffel fällt. Man kann die weichgekochte Fruchtmasse auch durch ein Sieb streichen, dann fertig kochen und weiter behandeln wie vorher.

Vielfach wird empfohlen, eingemachte Früchte durch einen Sa- lizylzusatz haltbarer zu machen. Auch unter dem Namen „Ein- machhilfe“ ist ein Salizylpräparat im Handel. Vor der Anwen- dung dieser Mittel ist zu warnen. Sie können bei Nierenstörungen die Gesundheit schwer schädigen. Bei den Konserven des Handels ist jeder Salizylzusatz durch Gesetz verboten.

**Quittenmarmelade.** Die in Südeuropa heimische Quitte ist den Kulturvölkern schon lange bekannt. Wir finden sie in der Bibel — als Salomos „goldene Apfel in silbernen Schalen“ — erwähnt und auch in den Sagen der alten Griechen. Die goldenen Apfel, die von den Hesperiden, den Töchtern der Nacht, in ihren Gärten im äußersten Westen bewacht wurden, waren Quitten. Diese Apfel ihren Hüterinnen zu entwenden, war die letzte und eine der schwierigsten von den zwölf Arbeiten des Herkules. Eine Quitte war auch der goldene Apfel, den die Göttin der Zwiebracht mit der Inschrift „Der Schönsten“ unter die Götter des Olymp warf.

Die fagenumwobene Quitte hat in drei Jahrtausenden allen Kulturvölkern getraut. Sie ist heute noch hart und herb, so daß sie zum Rohgenuß völlig ungeeignet ist. Ihres herrlichen Wohl- geruchs halber schätzte man sie im Mittelalter hoch und bereitete Quittenkuchen und andere Leckeren daraus. Die Frucht ist sehr ausgiebig und eignet sich deshalb auch im einfachen Haushalt zur Herstellung einer vorzüglichen Marmelade und eines Gelees von wundervoller roter Farbe. Das Aroma der Früchte ist so stark, daß man von derselben Menge Marmelade und Gelee herstellen kann. Die Duftstoffe haben ihren Sitz in der gelbgrünen Schale, die deshalb nicht entfernt wird. Die Früchte, die man notfalls noch einige Wochen nachreifen lassen muß, werden mit sauberem Tuche abgerieben und von dem silzigen Flaum befreit. Man zerschneidet sie, entfernt Stiel und Blüte und bindet die in Quittenschleim eingebetteten Kerne in ein in Wasser gespültes Mullläppchen. Früchte und Kerne werden in einem unversehrten, nur zum Ein- machen bestimmten Kochtopf aus Emaille, Ton oder Aluminium mit kaltem Wasser bedeckt weich gekocht. Man schüttet sie auf ein Sieb, das mit einem gewässerten Sehtuch ausgelegt wurde, und läßt den Saft ohne Drücken und Pressen klar ablaufen. Auf 1 Pfund Saft nimmt man 300 Gramm Zucker und den Saft einer Zitrone und läßt dies auf raschem Feuer zu Gelee kochen. Die Geleeprobe macht man, indem man einen Tropfen Saft auf einen kalten Teller bringt. Erstarrt er schnell, so ist das Gelee fertig. Zu langes Kochen ist vom Übel. Das Gelee wird heiß in sorgfältig gereinigte Gläser gefüllt und nach dem Erkalten mit angefeuch- tetem Pergamentpapier verbunden. Es hält sich — auch in ange- brochenen Gläsern — sehr lange und schmeckt vorzüglich zu Eier- kuchen, Flammeris von Sago oder kaltem Milchreis, zu denen man keine Sauce gibt, werden mit roten Plättchen von Quitten- gelee belegt, was sehr hübsch aussieht und noch besser schmeckt. Ein Löffel Quittengelee verbessert faden Apfelmus und Birnenkompott ungemein im Geschmack.

Quittenmarmelade wird aus den nicht ausgeprezten Nüch- ständen bereitet, indem man die Früchte durch ein Sieb rührt oder durch die Fleischhackmaschine treibt. Auf jedes Pfund Quittenbrei rechnet man 300 Gramm Zucker und den Saft von einer Zitrone. Dies kocht man dick, füllt die Marmelade in Gläser oder Stein- töpfe, bedeckt sie nach dem Erkalten mit einem in Rum getauchten Papier und schließt die Gläser mit angefeuchtem Pergament- papier. An einem trockenen Ort verwahrt, hält sich diese Marme- lade sehr lange. Sie ist kaum teurer als die billigen Volksmarme- laden, die vielfach aus den ausgeprezten Nüchständen von allerlei Früchten bereitet, mit Stärkeshrup verlängert, gefärbt und mit künstlichem Aroma durch Fruchtäther parfümiert werden. M. Kt.



### Beim Gemeindevorsteher.

(Fortsetzung)

Nach ein paar Befehlen an Per schlenderte Nielsen weiter, hinter sich die blauen Ringelwöllchen des feinen Tabaks.

Kurz darauf kommt der Gneisel atemlos gelaufen.

„Alle Deibel noch einmal!“ ruft er, sich auf den Boden werfend, wobei die Hosen, an deren Knien die großen runden Lehmflecke beim Eintrocknen lichtgrün geworden waren, sich haupften.

„Du bist ihm doch nicht begegnet?“ fragte Wolle Skajbael.



„Zerreiß mich der Teibel, freilich wohl“, e twibert Gneis, indem er den Arm bis zum Ellenbogen in die Innentasche versenkt. „Das hat sich doch nicht vermeiden lassen. Er mir ja drin im Hohlweg aufgelauret. Gott sei einem gnädig, wie der mich angeschnauzt hat!“ ruft er ausgelassen, eine volle Flasche im Sonnenlicht vor den Augen der Erdäpfelausnehmer schwingend.

„Na ja, so macht jetzt einen Schluck, nachdem's einmal geholt ist,“ sagt Per, „aber nachher heiß's sich ins Zeug legen.“

Die Flasche stattete bei jedem von ihnen eine kurze Visite ab. Zuerst trank Gneis, der sie geholt; nicht einmal die hustende Lina ließ sie an sich vorübergehen; sie drückte die Hand an das schmerzende Zwerchfell, indes die scharfe Flüssigkeit sich ihren Weg brannte. Ein starker Hustenanfall war die Folge.

„Ze, wie das heißt!“ gurgelte sie hervor, während die Tränen ihr in den Augewinkeln standen.

„Was, kannst du es nicht vertragen?“ fragte die Galopp-Sophie. „Da wär's meiner Seel schäd, das Gute zum Bösen zu genießen!“ Sie schwang die Flasche an den Mund mit einem schmagenden Stuß.

„Halt, halt, Sophie! Andere wollen doch auch noch was haben!“ sagte Wolle.

„A—h!“ Er trank, daß es gluckte, und reichte dann die Flasche Per. „Mach jetzt du einen Zug, Per, denn du bist ja doch dafür angekommen.“

Die Flasche hatte längst ihre pflichtschuldige Runde gemacht. Die Arbeit ging nun wie geschmiert; auch die Minder. Jeder hatte irgendeine lustige Geschichte zum besten zu geben, die ihm auf den Lippen brannte, doch konnte er vor den anderen, die auch erzählen wollten, nicht dazu gelangen.

Zum zehnten Male begann der alte Iwer in seiner schleppenden, betauernden Weise: „Daß ich euch erzähle, was sich zugetragen hat, damals, wie ich zum Dienst bin befohlen gewesen im Kasstell — —“ Weiter gelangte Iwer nicht, da hatte ein anderer ihm den Faden schon weggeschnappt und sich ihn zum Vorteil gedreht.

Nun hatte sich die Stimmung so gehoben, daß die „Lokalchronik“ nicht mehr zureichte; es mußte Gesang herbei. Man setzte mit einer Ballade ein. Sophie hub an:

Lotte ging, Lotte ging  
Mit verliebten Widen;  
Wie sie ging, wie sie ging,  
Tät in ihr es zwidnen.

Länger erhielt die Galopp-Sophie nicht Erlaubnis, den guten Geschmack herauszufordern. Etwas Deartiges mochte man nicht; zartere Saiten sollten jetzt, wo der Tag sich neigte und die Rücken zu trocknen begannen, angeschlagen werden.

Da griff Mette in ihren liebestranken Busen und sang:

Am Himmel sieh die Sterne  
Sich paaren, Paar um Paar,  
So wollen auch wir beide,  
Sind wir zu Lieb und Freude  
Daheim vom Traualtar.

Noch mehrere Strophen folgten. Ja, das ließ sich verstehen, daß das Liebe sei, die etwas zu bedeuten habe.

Aber alle blickten sie nun zu Franz Dangaard auf; solange er nicht gesungen hatte, war es noch nicht das Richtige.

Armer Franz! In seiner Jugend war er weit und breit der flottesste Geist gewesen, der beste Sänger und der gesuchteste Tänzer bei jeder Jugendunterhaltung und der unbestrittene Vorreiter bei jeder Bauernhochzeit. Nun war er ein armes Bräut und kamte seit zehn Jahren kaum ein anderes Bett als eine Strohschütte und ein paar Hansfäde.

„Küß“ jetzt du, Franz, mit einem von deinen Liedern heraus; denn die sind des Zuhörens wert.“

Ein schwaches Lächeln stahl sich um Franzens stopplige Mundwinkel. Eine lichte Erinnerung an vergangene Zeiten schien ihm durch den Sinn zu gehen.

Franz sang:

Es liebt ein Fühner Mägdelein  
Den jüt'schen Kürassier,  
Der auf des Vaters Hofe  
Einge-quartier-et lag.  
Sie schenkte ihm ihr Herze,  
Schwor ihm den Treueeid,  
Ob er auch zu ihr sagte,  
Ob er auch zu ihr sagte —  
Wie kann dies, nie—ie—mals sein.

„Das, möcht ich schwören, ist doch das schönste Lied, das eins hören kann“, äußerte Mette, als die letzte Zeile verklungen war.

„Ja, so gewissermaßen Gefühl ist drin!“ stimmte ihr Wolle Stajbael bei.

„Aber du, Lina, du hast ja auch einmal so schrecklich schön singen können.“

„Ja, in meinen jungen Jahren, da hab ich schon Leben in die Leute bringen können. Alle hab ich sie gesungen die Lieder, ob sie lang waren oder kurz; aber seit man verheiratet ist, hat man ja was anderes zu tun, man hat ja nicht mehr Sinn für so was.“

Gleichwohl ließ sich Lina verleiten, den Sang von Hjalmars und Guldas herzzerreißender Liebe anzustimmen. Sie war jedoch kaum über die ersten Verse gekommen, als der Husten jedem Versuch einer Fortsetzung ein jähes Ende bereitete.

„Nein, das ist schon zu greulich mit der Brust“, leuchte Lina zwischen zwei heftigen Hustenanfällen. „Ich sing gewiß bald meinen letzten Vers, ich arme Haut.“

„Ja, da gehören wahrhaftig Lungen dazu; das ist sicher und gewiß!“ nickte Wolle Stajbael. . . .

Der Abend war längst hereingebrochen und die Kartoffelgräber saßen nun in einem hungrigen Hausen in einer Ecke von Hans Nielsens Gefindestube und harteten des Abendbrots. Per saß gekümmert und reingewaschen auf der Bank vor dem Tisch und rauchte seine Pfeife. Auch die übrigen hatten sich zumeist zum Brunnentrog begeben, um sich mit Rücksicht darauf, daß sie an einem so vornehmen Ort wie beim Gemeindevorsteher waren, abzuwaschen; sonst wäre das viel zu viel Ungelegenheit für so simple Leute wie sie gewesen. Nur das Gneisel betrachtete alles Waschen prinzipiell für überflüssig.

„Morgen ist man, der Teibel zerreiß mich, doch wieder akkurat so dreckig; was soll also die ganze Wascherei und Scheuerei!“ erklärte er.

Am oberen Tischende saß eine schlante imponierende Gestalt mit einem starken, bartlosen Gesicht und einem schöngeformten, altväterlichen Professorentopf. Er sprach mit niemand, und schon seine bloße Haltung schien zu genügen, um einen Abstand zwischen sich und den anderen hervorzurufen.

Das war Jens Laanum, der des Sommers auf den kleinen Bauernziegelwerken Backsteine strich, in den übrigen Zeiten des Jahres aber lthren Instand setzte.

Jens' Gehirn beschäftigte sich stets mit den höchsten Problemen, und er hatte insgeheim viel gelesen. Er war bibelkundig trotz einem Fachgelehrten und erschreckte seine Umgebung häufig durch die Zweifel an fundamentalen Grundsätzen.

Kein zweiter verstand es wie er einzudringen in das Innerste eines alten, herzranken lthwerks, in dessen Gehäuse die Holzwürmer wohnten, dessen Zifferblatt die Zahl 1700 trug und dessen mit Grünspan des Alters überzogener Perpendikel die ganze Woche lang an der getinkten Wand hin und her pendeln sollte.

Jens' Finger, die von dem vielen Lehmnetzen plump und breit geworden waren, saßten mit unsäglicher Behutsamkeit jedes Mädchen und jede Schraubenmutter des alten Werks an und legten sie in zierlichen Häufchen auf die Tischplatte. Er hob sie zu seinen stark schielenden Augen empor, um sich mit ihren kleinen Gebrechen gründlich vertraut zu machen, und fügte sie dann wieder ineinander — Häufchen zu Häufchen — mit so eindringlichem Ernst, als wäre die Naturordnung selbst von der Zuverlässigkeit eben dieses Mädchens abhängig.

Es war eine jener so häufig vorkommenden unerklärlichen Seltsamkeiten, daß dieses verlappte Genie sich mit dem plumpen und seelenlosen Zankeufel von einem Weibe, der Galopp-Sophie, verheiratet hatte. Als sie nunmehr aus der Küche hereintrat und ihren Mann erblickte, rief sie spottend:

„Ei, was seh' ich! Hat man sein Ehegespons da? Da wird man vielleicht Keutigkeiten hören können, wie's steht daheim; hast du gut die Tür zugemacht, daß die Bruthenne nicht auskommt?“

Jens Laanum saß mit aufgekloppter Weste da und stieß die Luft mit schweren pustenden Atemzügen über die Lippen, ohne Sophie eines Blicks zu würdigen.

„Kannst du nicht antworten, du Murrtopf?“ fuhr Sophie fort, „es tät wohl not, dir das Mundwerk einzudösen?“

Jens blieb stumm und aufrecht sitzen, drehte an seinen Messingschrauben und pustete heftig, als wollte er seinen Zorn auf diese Weise kühlen.

„Jetzt bringt man natürlich wieder kein Sterbenswort aus ihm heraus,“ versetzte die alte Hege weiter. „Da kann man lange warten. Grad so macht er's zu Haus auch, wenn er sich was in den Kopf setzt. Da kann ich mir das Maul zerreißen, soviel ich will; tagelang kann ich warten, bevor ich eine Antwort krieg. Probiert ihr, ob ihr ihm das Maul aufbringt! Nein, ich sag's euch. Man könnt ihm das Mangelholz um den Kopf hauen, und er macht doch nicht Mäh oder Mau. Das ist ein eigener Dickhädel, das!“

(Fortsetzung folgt.)